

Dinge zu reden, die 1945/46 passiert sind.

SPIEGEL: Den Deutschen geht es materiell viel besser als den tschechischen Nachbarn. Und die sollen Entschädigung an die Sudetendeutschen zahlen?

Becher: Wir müssen tatsächlich sehen, daß sich das Verlierer-Sieger-Verhältnis umgekehrt hat. Die Tschechen, die nach dem Krieg ihre wiedergewonnene Macht nutzten, um die von ihnen ungeliebten Deutschen zu vertreiben, gehören zu den Verlierern des ausgehenden Jahrhunderts. Die Sudetendeutschen sind trotz des erlittenen Leids und ihrer Verluste Gewinner, weil sie heute fest in einen der reichsten Staaten der Erde integriert sind.

SPIEGEL: Auch die Forderung nach Rückkehrrecht wird von den Vertriebenen gebetsmühlenhaft vorgetragen. Wie viele wollen denn allen Ernstes nach Böhmen und Mähren zurück?

Becher: Ich schätze sehr wenige. Die Vorstellung ist absurd, das beispielsweise eine geschlossene Gruppe von Sudetendeutschen dorthin zurückmarschieren. Das beste Beispiel dafür sind die Exiltschechen, die seit 1948 oder 1968 in der Bundesrepublik leben. Von ihnen sind nicht einmal fünf Prozent zurückgegangen, weil sie mittlerweile hier integriert sind und nicht im entferntesten daran denken, diese Lebensbedingungen aufzugeben. Bei den vertriebenen Deutschen ist das nicht anders. Das Rückkehrrecht, oder anders gesagt, die Niederlassungsfreiheit, kommt sowieso früher oder später im Rahmen der europäischen Integration.

SPIEGEL: Vor einem halben Jahr haben Sie eine kritische Bilanz der Vertriebenenpolitik gezogen und ein „Plädoyer für einen sudetendeutschen Dialog“ gehalten. Wie war die Reaktion?

Becher: Äußerst mager. Es gab überhaupt keine Bereitschaft, das Gesprächsangebot anzunehmen. Das Traurigste an unserem Kreis ist, daß viele Leute nicht bereit oder in der Lage sind, differenziert zu diskutieren. Da herrscht eine gewisse Wagenburgmentalität. Wer die Politik der Landsmannschaft oder Zustände in sudetendeutschen Verbänden in Frage stellt, gilt sofort als Nestbeschmutzer oder Verräter.

SPIEGEL: Die SPD hat gefordert, die Zahlung staatlicher Zuschüsse für die grenzüberschreitende Kulturarbeit der Vertriebenenverbände zu streichen. Eine sinnvolle Initiative?

Becher: Da stecken durchaus ein paar bemerkenswerte Gedanken drin. Seit 1989 hat sich eben viel geändert, und wir können nicht so tun, als ob jetzt die Vertriebenenpolitik im alten Stil weitergeführt werden sollte. Ich halte es für sinnvoll, daß nur Projekte gefördert werden, die die bestehenden Grenzen akzeptieren. □

Ärmliche Bündel

Eine Amerikanerin schildert erstmals umfassend die Greuel der Nazis an jüdischen Kindern.

Sperrstunde im Warschauer Ghetto. Auf der menschenleeren Straße ist ein Schrei zu hören. „Ein Stückchen Brot“, bittet ein Kind immer wieder auf jiddisch: „A Schtikl Broit.“

An einem Fenster sitzt ein Mann. Als er das Kind sieht, wirft er seinen sorgsam gehüteten Brotproviant auf die Straße. Das Kind liegt auf dem Pflaster



Kinder und Jugendliche in Auschwitz: „Das Heute zählt nicht“

und rührt sich nicht. „Gleich neben dir liegt ein Stück Brot“, ruft der Mann mehrmals – bis er schließlich begreift: Das Kind ist tot.

Wahrscheinlich sind weit mehr als eine Million jüdischer Kinder in der Nazi-Zeit in Europa ermordet worden. Nur wenige überlebten Hunger, Terror und Vernichtungslager.

Über das Leben und Leiden dieser Kinder gab es bisher nur vereinzelte Berichte. Die Amerikanerin Debórah Dwork, Professorin an der Yale University in New Haven, hat in einem jetzt auf

deutsch erschienenen Buch zum erstenmal umfassend den Horror im faschistischen Europa der dreißiger und vierziger Jahre aus der Sicht der jüngsten Opfer beschrieben*.

„In der Geschichte von Kindern“, schreibt die Autorin, „kristallisiert sich das Grauen des Völkermords an den europäischen Juden durch die Nazis auf einzigartige Weise.“ Für den Mord an Erwachsenen werde immer noch nach Erklärungen und damit auch nach Ausflüchten gesucht. Dwork: „Eine Untersuchung über die Verfolgung der Kinder macht diesen ganzen Unsinn zunichte.“

Denn wenn ein Kind verschleppt wurde, konnte keiner der Nachbarn das Geschehen „verdrängen, indem er sich fragte: ‚Was hat der wohl getan, um die Obrigkeit gegen sich aufzubringen?‘ Ein drei oder sechs Jahre altes Kind konnte ganz einfach nichts Böses getan haben“.

In Gesprächen mit Überlebenden und anhand von Dokumenten rekonstruiert Debórah Dwork das Schicksal von Kindern, die bei nichtjüdischen Familien Unterschlupf fanden oder in Ghettos, Arbeits- und Vernichtungslager deportiert worden waren.

Mirka Grossman war fünf Jahre alt, als sie zusammen mit ihrer Familie aus dem Warschauer Ghetto abgeholt und in einen Viehwaggon verladen wurde. Es war eng, und die Fahrt nahm für die eingepferchten Menschen kein Ende. Schließlich fragte das kleine Mädchen seinen Vater: „Papa, ist es nicht besser, daß heute ein schlechter Tag ist, wenn es dafür morgen besser wird?“ Der Vater antwortete: „Das

* Debórah Dwork: „Kinder mit dem gelben Stern – Europa 1933 – 1945“. Verlag C. H. Beck, München; 384 Seiten; 58 Mark.



Kinder im Warschauer Ghetto: Für die Schlächter ein Ärgernis

Heute zählt nicht, morgen wird es viel besser sein.“ Sie waren auf dem Weg nach Auschwitz.

Klein zu sein, das bedeutete, in den Konzentrationslagern zuerst umgebracht zu werden. Debórah Dwork: „Für die Beamten am Schreibtisch mochten Kinder eine Nebensache sein, doch für die Schlächter selbst waren sie einfach ein Ärgernis.“

Die Autorin zitiert den Bericht einer Mitarbeiterin des Roten Kreuzes über den Abtransport einer Kindergruppe aus dem französischen Internierungslager Pithiviers:

Die kleinen Kinder schliefen noch halb, und es kostete einige Mühe, sie aus ihren Zimmern herunterzubringen. Die meisten von ihnen saßen nun am Boden neben ihren ärmlichen kleinen Bündeln . . . Die Polizisten versuchten es mit einem Appell, doch es war unmöglich, ihn durchzuführen; Rosenthal, Biegelmann, Radecki . . . niemand gab Antwort; die Familiennamen sagten den Kindern nichts. Sie begriffen nicht, was man von ihnen wollte; einige entfernten sich sogar kurzerhand von der Gruppe. Ein winzig kleiner Junge ging auf einen Polizisten zu und versuchte, mit der Signalpfeife zu spielen, die der Mann an einer Schnur am Gürtel trug; ein kleines Mädchen sah Blumen, die an nahen Böschungen wuchsen, und ging hin, um sie zu pflücken und einen Strauß zu binden.

Dwork: „Um solche Störungen zu vermeiden und das Tempo der Todesmaschinerie zu beschleunigen, verzichteten die Deutschen auf die potentielle Sklavenarbeit der Mütter und ließen sie bei ihren Kindern, damit sie Ruhe und Disziplin aufrechterhielten.“ Zusammen mit ihren kleinen Kindern wurden die Frauen sofort in den Tod geschickt.

Solange die Kinder jedoch noch nicht in die Nazi-Vernichtungsmaschinerie

geraten waren, war in den meisten europäischen Ländern die Chance für Drei- oder Vierjährige, in einem Versteck zu überleben, größer als für ältere Kinder. Kleine Kinder erregten noch nicht die Aufmerksamkeit der Behörden, und für sie konnten auch am leichtesten Gasteltern gefunden werden.

Fast überall im von den Nazis besetzten Europa hatten sich Kinderhilfsorganisationen gebildet. Sie versuchten, falsche Papiere oder einen Unterschlupf bei einer nichtjüdischen Familie zu besorgen. Debórah Dwork berichtet auch über die Arbeit dieser Gruppen, deren Mut und Einsatz nach dem Ende der Nazi-Zeit offiziell kaum je gewürdigt wurden.

Die Helfer mußten ihre Schützlinge ausfindig machen und dann die Eltern überzeugen, Sohn oder Tochter einer wildfremden Familie anzuvertrauen. Nicht immer konnten sich Mütter und Väter dazu durchringen.

Dick Groenewegen, Mitarbeiter einer holländischen Hilfsorganisation, zum Beispiel versuchte stundenlang, eine Familie in Amsterdam zu überreden, ihm den Sohn zu überlassen. Die Organisation hatte eine Adresse, wo das Kind untergebracht werden konnte.

„Wir müssen erst darüber nachdenken“, sagten die verängstigten Eltern schließlich: „Lassen Sie ihn noch eine Nacht hier, und kommen Sie morgen früh wieder.“

Als Groenewegen am nächsten Tag zurückkehrte, war niemand mehr in der Wohnung. Die Nazis hatten die Familie bei einer nächtlichen Razzia abgeholt. □

Ungeniert taxiert

Der Buß- und Betttag soll nicht länger Feiertag sein.

Die Kirchen sehen sich brüskiert.

Wenn sich „die stärker evangelisch geprägten norddeutschen Länder“, sprach Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber, auf die Streichung des Buß- und Bettages als Ausgleich für die Pflegeversicherung einigten, „dann kann Bayern sich dem nicht völlig verschließen“.

In den Worten des CSU-Politikers klang kaum verborgene Genugtuung mit – aus gutem Grund: Zwar verlieren nun auch die Bayern einen Feiertag, doch mit der Bußtaglösung verteidigten sie erfolgreich ihren Vorsprung von vier Feiertagen vor den Nordlichtern (siehe Grafik).

Den Übergriff auf ihren christlichen Besitzstand haben die Deutschen der FDP zu verdanken. Als eine privat fi-

Mehr oder weniger feierlich

Neben den bislang 10 bundesweiten Feiertagen gibt es in 11 Bundesländern zusätzlich regionale Feiertage.

	genereller Feiertag	nur in Regionen mit überwiegend katholischer oder überwiegend evangelischer Bevölkerung	Heilige Drei Könige	Fronleichnam	Maria Himmelfahrt	Reformationstag	Allerheiligen	Friedensfest (nur in Augsburg)
Bayern	●	●	●	●	●	●	●	●
Baden-Württemberg	●	●	●	●	●	●	●	●
Saarland	●	●	●	●	●	●	●	●
Nordrhein-Westfalen	●	●	●	●	●	●	●	●
Rheinland-Pfalz	●	●	●	●	●	●	●	●
Thüringen	●	●	●	●	●	●	●	●
Sachsen-Anhalt	●	●	●	●	●	●	●	●
Sachsen	●	●	●	●	●	●	●	●
Mecklenburg-Vorpommern	●	●	●	●	●	●	●	●
Brandenburg	●	●	●	●	●	●	●	●
Hessen	●	●	●	●	●	●	●	●
Schleswig-Holstein	●	●	●	●	●	●	●	●
Niedersachsen	●	●	●	●	●	●	●	●
Hamburg	●	●	●	●	●	●	●	●
Bremen	●	●	●	●	●	●	●	●
Berlin	●	●	●	●	●	●	●	●